Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 7. Bromberg, den 15. Januar 1925.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

31. Fortsetzung.

Kersten blickte zögernd auf Sanders, und als er dessen Schwanken bemerkte, sagte er:

„Hier über uns befindet sich noch ein kleinerer Raum, der bereits für diese Zwecke vorbereitet ist. Der Aufgang führt neben dem Lift nach oben. Die beim Alarm vorgesehene Schwester wird wohl sofort erscheinen."

„Dann bleibe ich bestimmt", rief Linda. „Zwei Schwestern sind besser als eine, und oben werden wir Sie in keiner Weise belästigen."

Der Lift brachte zwei Offiziere der Schutztruppe herauf, die sich bei Kersten meldeten. Das Telephon rief an. Kersten schaltete den Lautsprecher ein, damit alle Anwesenden die Nachrichten hören sollten.

„Hier Nachrichtenzentrale."

„Hier Kommandant."

„Alarmbefehl wurde von allen Seiten aufgenommen. Kommando der Transportschiffe fragt an, ob es mit allen überflüssigen Fahrzeugen abfliegen solle. Die dazu bestimmten sechs Rapidflieger stellte es zur weiteren Aufklärung bereits den Kampffliegern zur Verfügung."

„Ich erteile ihm später Befehl. Verbinden Sie mich zuvor mit Aufklärungsstaffel, falls Sprechverbindung möglich."

„Staffel 31 befindet sich augenblicklich noch über 30 Kilometer nördlich Platinia."

Nach kurzer Pause folgte die Meldung:

„Die gesichteten Flieger, anscheinend Franzosen, kommen in breiter Linie heran. Flugzeug 31b versuchte, sie in der Flanke zu umfliegen, wurde aber stark beschossen. Wir gehen daher zurück. 3.47 nachmittags waren Franzosen 35 Kilometer nördlich Platinia."

Kersten antwortete:

„Befehl für Staffel 31: Kampfflieger werden Feind frontal aufhalten. Staffel 31 umgeht feindliche Flanke in weitem Bogen und versucht festzustellen, ob weitere Luftstreitkräfte folgen. — Verbinden Sie jetzt mit Kommando der Kampfflieger."

Kersten wandte sich an seinen Ersten Offizier:

„Sobald es feststeht, daß weitere feindliche Kräfte im Anfluge sind, lassen Sie die Transportflotte nach Petrolea abfliegen."

Dann befahl er dem Zweiten Offizier:

„Nehmen Sie gleichzeitige Sprechverbindung mit den fünf Beobachtungsstellen auf, halten Sie sie über alle wichtigen Nachrichten auf dem laufenden und verlangen Sie Meldung, sobald irgendetwas vom Feinde sichtbar wird."

Die beiden Offiziere stellten auf besonderen Leitungen die befohlenen Verbindungen her. Unterdessen hatte sich das Kommando der Kampfflieger gemeldet.

„Sind Sie durch Nachrichtenzentrale über feindliche Flieger unterrichtet?" fragte Kersten.

„Wir erhalten, wie befohlen, alle Nachrichten durch Doppelverbindung gleichzeitig mit dem Oberkommando."

„Befehl für Kampfflieger: Aufsteigen und feindliche Vorhut zurückwerfen. Beim Erscheinen des feindlichen Gros allmähliches Zurückweichen bis ins Innere des Verteidigungsringes. Hier den Kampf aufnehmen, um möglichst viele der Gegner hineinzuziehen. Sobald das geschehen, gleichzeitiger Durchbruch nach entgegengesetzter Seite, und zwar nur über Beobachtungsstand 2 und 5 weg. Die dort befindlichen Batterien werden dazu das Sperrfeuer einstellen. Der Beginn des Durchbruchs ist telephonisch zu melden. Gleichzeitig geben alle Kampfflieger Blinkzeichen für den Fall, daß die Antennen durchschossen sein sollten. Ist alles richtig verstanden, und wann steigen Sie auf?"

„Kampfflieger sind bereits in der Luft. Alles war bereit, so daß bei den ersten Worten des Befehls abgeflogen wurde. Die Rapidflieger setzte ich schon vor fünf Minuten in Marsch. Sie sollen feindliche Flanken umgehen, um dahinter aufzuklären. — Befehl über Kampftaktik und Durchbruch richtig verstanden."

„Ich werde durch besondere Leitung ständig Verbindung mit Ihnen unterhalten", rief Kersten. „Bitte jede auch geringfügige Beobachtung sofort melden. Schluß!"

Linda stand während dieser überraschenden Vorgänge regungslos in einer Ecke dicht neben Sanders. Sie wagte es nicht, ihn um Aufklärungen zu bitten, sondern drückte nur immer wieder in heftiger Spannung seine Hand.

Die Krankenschwester meldete sich beim Zweiten Offizier. Dieser wies sie nach oben zum kleinen Verbandsraum. Da riß auch Linda sich los, um ihr zu folgen.

„So, die Maschinerie ist aufgezogen, Herr Präsident, nun wollen wir die Ereignisse in Ruhe abwarten", sagte Kersten und begab sich mit Sanders an den Kontrolltisch. Eine große Zahl winziger Lämpchen leuchtete im grünen Licht, ein Zeichen, daß die Batterien schußbereit waren. Eins dagegen zeigte die rote Störungsfarbe. Der Erste Offizier rief bereits an und stellte fest, daß die Vorrichtung zum Nehmen der Seitenrichtung sich geklemmt hatte. Gleich darauf zeigte auch diese Batterie ihr grünes Licht.

Fünf gelbe Lämpchen bewiesen die Bereitschaft der Beobachtungstürme, ein weißes die richtige Besetzung der Ersatzkommandostelle.

Die Nachrichtenzentrale meldete:

„Ich verbinde mit Staffel 31, die durch Sprechverbindung zu erreichen ist."

Schwach und undeutlich nur ertönte der Anruf:

„Hier Staffel 31."

„Hier Kommandant. Erbitte Meldung."

„Gegner trieb uns bis dicht nach Platinia zurück. 31b erhielt beim Versuch, die feindliche Flanke zu umfliegen, unerwartet aus großer Entfernung eine Anzahl von Schüssen, die seine Tragflächen beschädigten, so daß er landen mußte. 31a wird in größerem Abstande vom Gegner den Versuch wiederholen. Da wir schneller fliegen als die Gegner, wird es gelingen."

„Wo sind die Kampfflieger?"

„Sie schrauben sich noch über Platinia hoch, werden gleich 2500 Meter Höhe erreicht haben. Das feindliche Geschwader zieht sich nach der Mitte zusammen."

„Sind weitere feindliche Streitkräfte gesichtet?"

„Wir konnten noch —"

Hier brach die weitere Verständigung ab. Die Nachrichtenzentrale teilte mit, daß 31a sich bereits über sechs Kilometer entfernt befände, wo die Grenzen der Sprechverbindung überschritten seien.

Der Erste Offizier meldete:

„Kampfflieger nehmen die Verfolgung des zurückweichenden Gegners auf. Entfernung zur Feuereröffnung war noch zu groß."

Fünf Minuten vergingen, die nur die Nachricht brachten, daß das feindliche Geschwader weiter in Richtung Grönland zurückginge.

Kersten meinte:

„Der Alarm scheint wieder einmal unnötig gewesen zu sein." Dann befahl er:

„Hälfte der Kampfflieger folgt dem weichenden Gegner, die andere Hälfte macht weiteren Vorstoß in Richtung Island, aber nicht über fünfzig Kilometer Entfernung."

Kaum war der Befehl hinausgegangen, als der Lautsprecher meldete:

„Wichtiger Funkspruch von Transportschiff 67, das von Petrolea hierher fliegt: Unabsehbare Fliegermassen aus südöstlicher Richtung im Anfluge, die 4.15 Uhr nachmittags etwa 50 Kilometer von Platinia entfernt waren. Telegramm noch nicht beendet. Schluß folgt alsbald."

Kersten griff nach der Karte, die Nagel ihm reichte.

„Aus südöstlicher Richtung?" wiederholte er. „Dann haben die Gegner uns eine Falle gestellt. Jetzt ist es bereits 4,21 Uhr nachmittags. Sie fliegen mit dem Winde, machen also den Kilometer in vierzehn Sekunden. In sechs Minuten können sie hier sein. — Verbindung mit Kommando der Transportflotte!" befahl er der Zentrale. Dann wandte er sich an den Ersten Offzier: „Kampfflieger sollen sofort in Richtung Platinia abwenden. Sobald das geschehen ist, orientieren Sie den Führer über die Lage." Er rief in den Schalltrichter, wo das Kommando der Transportflotte sich unterdessen gemeldet hatte:

„Transportflotte sofort in Richtung Archangelsk aufsteigen! Wann kann das letzte Flugzeug fort sein?"

„Wir können nur paarweise starten. Ein vor kurzem einsetzender scharfer Wind zwang uns, alle Maschinen wieder in der Halle unterzubringen."

„Dann so rasch wie möglich starten. Feind kommt aus Richtung westlich Grönland. Befehlen Sie sofort und melden Sie sich gleich wieder."

Kersten wandte sich an Sanders.

„Ich fürchte, ein Teil unserer Transportflotte ist verloren. Ich hatte ausdrücklich befohlen, daß alle Flugzeuge außerhalb der Halle startbereit liegen sollten. Das kommt davon, wenn man nicht überall seine Augen hat!"

„Ich bewundere Ihre Ruhe dem Führer der Transportflotte gegenüber, der die schwerste Schuld auf sich geladen hat."

„Vorwürfe in diesem Augenblick würden ihn völlig kopflos machen. Jetzt heißt es zu retten, soviel wie möglich ist."

„Die ersten beiden Transportflieger sind hoch!" rief Sanders, der mit einem Glase beobachtet hatte.

Gleichzeitig meldete der Führer der Transportflotte:

„Befehle sind gegeben. Soeben startet das zweite Paar."

Kersten erwiderte:

„Überraschend wird die Annäherung einer starken feindlichen Luftflotte aus südöstlicher Richtung gemeldet. Es ist zu erwarten, daß der Feind bereits in den nächsten Minuten über Platinia erscheint. Lassen Sie den Rest der Flugzeuge so lange starten, wie es der Gegner erlaubt. Sie selber dürfen natürlich erst mit der letzten Maschine abfliegen. Zunächst ist Richtung Archangelsk einzuschlagen, um vom Gegner abzukommen, demnächst nach Petrolea zu fliegen. Sollte der Feind die Flugzeughalle mit Bomben bewerfen, so lassen Sie alle Mannschaften in die unterirdischen Räume treten. Die bereits gestarteten Flugzeuge orientieren Sie bitte durch Funkspruch."

Der zweite Offizier meldete:

„Beobachtungsstelle 1 und 2 melden südöstlich in etwa 3000 Meter Höhe das Erscheinen feindlicher Flugzeuge, die in diesem Augenblick bereits den Verteidigungsring überschreiten."

„Dann müssen wir sie auch von hier aus sehen können", sagte Kersten.

Sanders blickte durch einen der großen Sucher, die in der Außenwand des Gefechtsstandes leicht beweglich angebracht waren und ein weites Gesichtsfeld besaßen.

„Ich sehe sie!" rief er. „Es sind mindestens fünfzig Flugzeuge."

Der Erste Offizier meldete:

„Kampfflieger können in fünf Minuten über Platinia sein. Erbitten Gefechtsanweisung."

Kersten befahl:

„Rücksichtsloser Angriff auf alle feindlichen Flieger, in erster Linie auf diejenigen, die direkt über der Flugzeughalle kreisen. Rasche Vernichtung der ersten Flugzeuge wird den Feind veranlassen, alle Kräfte einzusetzen."

Helle, blitzartige Erscheinungen flammten an drei Stellen in der Nähe des Beobachtungsstandes auf, denen ein gewaltiges Krachen folgte.

„Sie haben uns entdeckt", meinte Sanders und dachte gleichzeitig an Linda, die gewiß in zitternder Angst in ihrem Kämmerchen hockte.

„Das ist nicht gesagt", erwiderte Kersten, und als gleichzeitig noch an den verschiedensten anderen Stellen scharfe Explosionen ertönten, setzte er hinzu: „Der Feind belegt systematisch das ganze Gelände mit schweren Bomben. Er rechnet mit unseren versteckten Abwehrbatterien, die er zu vernichten hofft."

Der Zweite Offizier meldete:

„Störungsschäden in Batterie 201 und 66. Drei Geschütze außer Gefecht gesetzt, die übrigen intakt."

„Sie können tausend Geschütze vernichten, uns bleiben doch noch genug zum Siege", sagte Kersten.

Jetzt wurde auch das unheimliche Tacktack der Maschinengewehre hörbar.

„Sie beschießen unsere Transportflieger!" rief der Erste Offizier.

Alle blickten gespannt auf den schwachbewölkten Himmel oberhalb der weißen Flugzeughalle. Dem ungeübten Auge nur schwer erkennbar, kreuzten mehrere weiße Vögel in großer Höhe.

„Ein Flugzeug stürzt brennend ab!" meldete der Zweite Offizier. Er ergriff ein Glas und setzte hinzu: „Einer der Transportflieger ist es."

Ein schwarzer Rauchball sank aus großer Höhe langsam zur Erde und schleppte einen langen, dunklen Streifen hinter sich her. Jetzt schlugen helle Flammen auf. Der Fall wurde schneller, die Flammen größer.

„Bombentreffer in die Flugzeughalle!" rief der Erste Offizier.

An zwei Stellen des langen, weißen Gebäudes erschienen dunkle Explosionswolken.

Der Zweite Offizier meldete:

„Beobachtungsstand 3 schätzt die Zahl der feindlichen Flugzeuge auf etwa hundert. Von diesen befindet sich gut die Hälfte innerhalb des Verteidigungsringes."

Kersten rief die Nachrichtenzentrale an:

„Was machen die Kampfflieger?"

„Funkenverbindung mit ihnen vermag nicht durchzudringen. Die feindlichen Flugzeugstationen funken mit allen möglichen Wellen und stören dadurch die Verständigung."

„Aber die Kampfflieger empfangen trotzdem die Funksprüche der Zentrale?"

„Sicherlich. Unsere große Funkstation vermag alle gegnerischen Wellen zu durchschlagen."

„Dann geben Sie Befehl an die Funkstation, mit den bereits erkannten feindlichen Wellen andauernd starke Störungszeichen zu geben."

Er wandte sich an Sanders: Wenn die Franzosen uns zu stören versuchen, dann wollen wir wenigstens auch ihnen jeden Funkverkehr unterbinden."

Eine heftige Detonation ließ den Beobachtungsturm hin und her schwanken. Die große Glasscheibe auf der südlichen Seite wies Sprünge auf.

„Gut gezielt!" rief Kersten. „Dicht zu Füßen des Turmes muß der Treffer gelegen haben."

Linda erschien in der Tür. Ihr Gesicht war bleich, aber gefaßt.

„Ist etwas geschehen? Können wir helfen?"

„Alles wohl!" rief Sanders munter. „Haben Sie keine Angst; es geht gut."

Gehorsam verschwand sie wieder.

Der Zweite Offizier rief:

„Beobachtungsstand 5 meldet Eintreffen unserer Kampfflieger. Er behauptet, es sei fast unmöglich, in der großen Höhe unsere Flugzeuge von den feindlichen zu unterscheiden."

Der Erste Offizier meldet:

„Vier von unseren Transportflugzeugen sind abgeschossen. Die Flugzeughalle liegt zur Hälfte in Trümmern. Die Funkstation erhielt schweren Treffer. Zwei Mann tot, drei verwundet. Ein Mast zerstört. Betrieb geht auf Reserve-Antenne weiter."

Kersten rief:

„Befehl für Funkstation: Störungszeichen unterbrechen. Befehl an Kampfflieger mit vollster Intensität durchgeben, daß alle unsere Flugzeuge als Kennzeichen andauernd weißes Licht zeigen."

Er trat mit Sanders an das nach Norden führende Fenster.

Im gleichen Augenblick fing wieder ein Maschinengewehr an, einige andere folgten, und dann ratterte und knatterte es ununterbrochen.

„Der Tanz beginnt!" sagte Kersten.

„Meldung von Stand 4," berichtete der Zweite Offizier, „unsere Kampfflieger zeigen weißes Licht. Fünf feindliche Flugzeuge stürzen ab, zwei davon brennen."

„Ich sehe noch weitere Maschinen heruntergehen!" sagte Sanders.

„Meldung von Stand 2, daß ein weiteres unübersehbares Fliegergeschwader von Südwesten heranfliegt. Einer unserer Kampfflieger schreitet zur Landung, anscheinend beschädigt."

(Fortsetzung folgt.)

Nakel.

„In Nakel gibt's viel Spektakel" sagt das Sprichwort. Über seine Richtigkeit mögen die Nakeler selber befinden. Den Namen Nakel mußte man frühzeitig in der Schule lernen als Endpunkt des vom alten Fritzen erbauten Bromberger Kanals. Später hörte man ihn oft genug von den Schaffnern ausschreien, wenn man im Zuge der Ostbahn saß. Das Städtchen selber, das jetzt den amtlichen Namen „Naklo" trägt, ist wie die Mehrzahl unserer Kleinstädte schlecht und recht aus Straßen und Häusern zusammengesetzt, ohne Eigenart und Schönheit. Es hat auch einen Marktplatz, auf dessen Mitte zu preußischen Zeiten ein Kriegerdenkmal gestanden hat und an dessen einer Seite noch das Denkmal eines Arbeiters steht, das 1914 von einer Genossenschaft errichtet, dem aber vor einigen Jahren ein Arm abgeschlagen worden ist. Will man Herz und Gemüt erfreuen, dann muß man hinter dem Schützenhause im Stadtpark (jetzt Park Króla Sobieskiego) zum Aussichtsturm, einem Geschenk des Baumeisters Münchau (1902) emporsteigen. Von hier hat man bei gutem Wetter einen schönen Blick über das Netzetal und die gegenüberliegenden Höhen. Oder man geht zur Netzebrücke und läßt die Augen über die Netzewiesen schweifen. Nakel hat frühzeitig eine große strategische Bedeutung gehabt. Hier war als an einer schmalen Stelle des Netzebruchs seit alter Zeit ein Übergang über das Sumpfgebiet der Netze. Die alte Handelsstraß: vom Süden nach der Bernsteinküste führte hier vorbei. Das Sumpfgebiet der Netze schied später die südlich wohnenden Polen von den nördlich herandringenden Pommern.

Auf dem Hügel hart über dem Netzeflusse, heute unweit der Netzebrücke gelegen und im Volksmunde Schloßberg geheißen, erhob sich die Pommernburg. Der Weg über den Sumpf unterhalb der Burg ruht auf Pfählen. Daher bekam die Burg den Namen (na = auf, kolo = Pfahl) na kole = auf dem Pfahl.

Die alte Pommernburg im Netzesumpfe ruhte wohl auch auf Pfählen. Ursprünglich ist sie nur ein Burgwall gewesen, dessen grünen Rasenrand Pallisaden krönten. Über die Pallisaden ragten ein paar Schindeldächer der Blockhäuser hinweg. Die Wände der Häuser sind aus rohbehauenen Kiefernstämmen, die Ritzen notdürftig mit Moos und Lehm verstopft und verklebt. Der Fußboden ist aus Lehm gestampft und in der Mitte ist eine Grube mit Kohlen, Asche, halbverbrannten Knochen, Fischgräten und -schuppen gefüllt. An den Wänden hängen einige Waffen, eiserne Äxte, Pfeile und Speere mit Spitzen aus Eisen, in einer Ecke mehrere Tongefäße ohne Henkel mit umgebogenem Rande und mit Wellen- und Schlangenlinien als Verzierungen. Die harte Lagerstatt an der Wand ist mit Bärenfellen belegt. Die Türöffnung ist durch eine Rindshaut geschützt. Die Bewohner der Burg sind in grobes Wollzeug gekleidet. Ihre Beschäftigung besteht im Fischen auf dem Einbaum und den Jagden auf Hirsch und Bär, Fuchs und Wolf. Die schönste Zeit bricht mit der Ankunft der fremden Händler an, die durch den dumpfen Klang eines Stierhorns vom Wächter angekündigt werden. Da gibt's ein Beschauen der Ohr- und Fingerringe, der Tuchnadeln und Schläfenringe aus Bronze oder Silber, der bunten Tücher und blitzenden Waffen; und manch ein Otter-, Marder- und Biberfell, manche Klumpen Wachs werden in Tausch dafür gegeben und auf die schwerfälligen Karren der Händler geladen. Oder das Wächterhorn ruft zum Kampf gegen die Feinde.

Polen und Pommern haben an der Netze immer im schlimmsten Kampfe gestanden. Der erste Polenkönig Boleslaus Chrobry überschritt den Netzesumpf und machte ganz Pommern lehnspflichtig, aber unter seinem schwachen Nachfolger machten sich die Pommern wieder unabhängig und bekamen die Grenzburgen, damit auch Nakel, wieder in ihre Hand. Ungefähr 100 Jahre nach jenem Boleslaus Chrobry zog aber wieder ein anderer Boleslaus III. Schiefmund (Krzywousty) an die Netze und eroberte die Netzeburgen. 1109 geriet so Nakel wieder in Polenhand. Es muß einen schlimmen Kampf gegeben haben, denn von den Pommern berichtet der Chronist: „Es waren nämlich die Heiden von heiterer Todessicherheit, wenn sie nur Kriegsruhm erlangten, und wollten lieber ruhmvoll bis zum letzten sich verteidigen, als sich gefangen geben und den Hals der schimpflichen Hinrichtung darbieten." Nach der Eroberung Nakels mußten die heidnischen Pommern Christen werden.

Bei der Burg Nakel sollte eine Stadt entstehen. Im Jahre 1225 — **also genau vor 700 Jahren** — wies der Herzog Wladislaw dem deutschen schlesischen Kloster Leubus die „Einöde in der Gegend von Nakel" zu, damit die Mönche dort eine Stadt nach deutschem Recht gründeten. Das war die erste Stadt nach deutscher Art, deren Gründung in Polen beabsichtigt war, denn bis dahin waren nur deutschrechtliche Dörfer entstanden. Es kam auch zu einer Ansiedlung bei der Burg Nakel, aber in den damaligen kriegerischen Wirren ging der Ort wohl unter. Da schenkte im Jahre 1299 der Herzog Wladislaus Ellenlang (Lokietek) „seinem getreuen Peter von Dusden" 100 Hufen um Nakel, damit er sie nach Magdeburgischem Recht bestedele. Peter von Dusden durfte Fleisch-, Brot- und Schuhbänke anlegen, in der Netze fischen, erhielt steuerfrei den anstoßenden Wald, die je 7. Hufe und den 3. Teil Gemüsegarten von allen, die er vor der Stadt anlegen würde, auch ein Drittel vom Einkommen des Gerichts. Die Einwohner durften Holz aus dem Walde nehmen und waren die ersten 14 Jahre steuerfrei. Nakel war eine königliche Stadt.

In den ersten Jahrzehnten blühte die neue Stadt auf, aber sie blieb doch unbedeutend, bei der Veranlagung von 1458 wurde ihr nur die Stellung von vier Kriegern zugemutet. Im 16. und 17. Jahrhundert ließen sich evangelische Schotten in Nakel nieder, wurden aber später um ihres Glaubens willen vertrieben. Ums Jahr 1600 gehörte Nakel zu den sieben ummauerten Städten des Posener Landes.

Als der Netzedistrikt an Preußen kam, war Nakel „ein elendes Städtchen an der Netze", zur Starostei gleichen Namens gehörig. Es hatte 566 Einwohner (mehr als Bromberg) und war überwiegend deutsch. Von der Rechtspflege erfahren wir, daß ein zum Galgen Verurteilter begnadigt wurde, falls eine Frauensperson ihm, wenn er zur Hinrichtung hinausgeführt wurde, ein weißes Tuch um den Hals warf und sich in der nächsten Kirche mit ihm trauen ließ.

Durch die Besitzergreifung gewann Nakel schnell. Schon am 1. Oktober 1772 wurde in Nakel ein Postamt der fahrenden Post von Berlin nach Königsberg i. P. eingerichtet. Der Leiter der Postanstalt war ein invalider Offizier „unter Beigebung eines geschäftskundigen Postschreibers". Freilich empfahl ein damaliges Reisebuch jedem, der eine Reise unternahm, „christliche Geduld und eine kräftige Leibeskonstitution". Die Eröffnung des Bromberger Kanals bahnte dem Handel ungeahnte Wege. Die Ansetzung von Netzekolonien belebte das Handwerks- und Geschäftsleben.

Zur weiteren Entwickelung des Netzestädtchens trugen vor allem bei der Bau der Eisenbahn Kreuz—Bromberg 1851, die Errichtung der Zuckerfabrik 1881, die Eröffnung eines Gymnasiums 1876 u. a. Zur Berühmtheit ist Nakel durch Rudolf Kögel, den späteren Oberhofprediger Kaiser Wilhelms I., gelangt. Als der, ein Birnbaumer Kind, 1854 als Pfarrverweser nach Nakel berufen wurde, schrieb ihm Professor Tholuck aus Halle, dessen Reisebegleiter er gewesen war:

„Das ist das Los des Schönen auf Erden!
In Jugendbrust welch' Wogen und welch' Glühen,
Es schweift der Geist in ungemessene Weiten,
Es tönt der Mund hochfliegende Orakel,
Und dann das Ende aller Herrlichkeiten —
Ein frommer Pastor ist's in Nakel."

Hier in Nakel hat Kögel eine einschneidende Wirksamkeit entfaltet. Und auch, als er bereits 1857 Nakel verließ, hat er die erste Stätte seiner Amtswirksamkeit in stetem Andenken behalten. Davon kann die stattliche evangelische Kirche zeugen, zu deren Bau Kögel ein ansehnliches Gnadengeschenk erwirkte.

Die Maus.

In unserer Redaktion gibt es Mäuse.

Wären sie in den Zimmern des Handelsteils, so brauchte uns Männer vom Feuilleton das nicht zu genieren. Sie würden dort Zahlen und Jahresberichte von Aktiengesellschaften zu fressen bekommen. Besuchten sie nachts die von taktischen Erwägungen erfüllten Bureaus der Politik, so können sie die Artikel über den Völkerbund benagen. Uns könnte das egal sein. Aber diese Mäuse sind äußerst wählerisch, sind Feinschmecker. Sie ernähren sich vom schönen Teil der Zeitung, verzehren Gedichte, Novellen, graziöse Plaudereien und Angelegenheiten der Wissenschaft, also unersetzliche Werke, ewige Wahrheiten. Das geht denn nun doch nicht an.

Wir haben uns also beklagt und die Mäuse angezeigt. Der Hausmeister kam und sagte:

„Die werden Sie bald los sein. Ich werde eine Falle aufstellen!"

Und er stellte eine Falle auf.

Als ich nach einigen Tagen mein Bureau aufschloß, fand ich eine Maus in der Falle. Ich stellte die Falle auf den Schreibtisch und rief ins Nebenzimmer: „Halloh, Doktor! Es sitzt eine Maus in der Falle!"

Der Kollege kam eilig heran.

„Ja wahrhaftig, eine Maus, was sagen Sie!"

Er neigte die kurzsichtigen Augen an den Käfig, in dem das Mäuslein hockte. Dann sprach er:

„Dieses Tier frißt also Geist. Deutschen Geist. Allerbesten deutschen Geist. Novellen, Gedichte, Abhandlungen. Es frißt die deutschen Gefühle."

„Sonderbar," meinte ich, „der Geist, der uns täglich geschickt wird und den wir so schwerverdaulich finden — der Maus scheint er gut anzuschlagen. Sehen Sie nur, wie gut genährt sie ist!"

„Sie muß ihren Aufenthalt in des Feuilletons heiligen Räumen, ihre Leckermäuligkeit ,ihr Verlangen nach dem Edelsten und Besten mit dem Leben bezahlen. Der Hausmeister wird kommen, er wird triumphierend grinsen, er wird die Falle in einen Eimer Wasser tauchen und die Maus ersäufen!"

„Aber sagen Sie, werden wir das zulassen? Werden wir?"

„Wir werden es nicht zulassen!"

„Diese Maus bezeugte Geschmack. Wir sind die Hüter des Geschmacks, wir müssen sie retten!"

„Außerdem ist sie ein wunderschönes Tier!"

„Sie haben Recht. Sehn Sie diese dunkeln Edelsteinaugen, dieses zartgraue Fell, die zierlichen Füßchen!"

„Und wie hat sie in dieser Nacht gelitten! Ihre Flanken sind naßgeschwitzt, sie zittert vor Angst. Sie ist in dieser Nacht schon tausendmal gestorben, denn es ist, wie der Dichter sagt: Todesangst ist schlimmer als Sterben! Wie oft mag sie in diesem Käfig umhergerannt sein."

„Schließlich: uns hat sie nichts getan. Warum sollen wir sie, die vielleicht Angehörige hat, die ihre Rückkehr sehnlichst erwarten, dem Hausmeister überliefern? Morden wir einen Familienvater? Niemals! Sind wir Polizisten, Staatsanwälte, Scharfrichter? Oder sind wir Feuilleton-Redakteure, Menschen zarten Gemütes Männer mit fühlender Brust, Beschützer aller Kreatur?"

„Wir sind es! Es lebe die Maus! Setzen wir sie in Freiheit! Niemand wird es merken, den Speck hat sie ja nicht angerührt!"

„Einen Augenblick noch," sagte der Kollege und verschloß die Tür. „Wir wollen ihr eine Erinnerung an diese Nacht der Schrecken mitgeben. Sie soll nicht vergessen, daß sie in Gefahr gewesen, soll ein Zeichen tragen, daß sie bei Menschen war."

Er holte seine Zigarrenkiste, entnahm ihr eines der gelbseidenen Florbänder, mit denen die Zigarrenbündel umwickelt sind, und sprach: „Wir wollen ihr eine Bauchbinde umlegen."

„Schön!" Und somit trieben wir die Maus mit unseren Federhaltern an das Gitter, ich hielt sie von der einen Seite aus fest, indessen er von der anderen aus das Florband hereinbugsierte und es dem zitternden Tier mit einiger Mühe um den Leib schlang. Er band eine feste Schleife. Sie sah drollig aus, die graue Maus mit ihrer goldseidenen Schärpe.

Dann machten wir die Falle auf und im Nu war die Maus vom Tisch herunter und verschwunden. Wir aber, unseres Werkes froh, gingen an unsere Arbeit. Freilich: dem Geschäft gegenüber fühlten wir uns als Verbrecher, und nur heimlich zwinkerten wir uns öfters an: „Wie mag es unserer Maus wohl gehen?"

Eines Morgens aber begab sich etwas Seltsames. Als wir zusammen in der Frühe das Haus betraten, und in unser Zimmer wollten, war ein Auflauf im Korridor: Redakteure, Arbeiter, Fräuleins ,Setzerknaben umstanden in dichter Gruppe den Hausmeister, der aufgeregt eine Mausefalle zeigte, die er über Nacht auf den Gang gestellt hatte. Erstaunte Rufe wurden laut, Gelächter und Mädchengekreisch. Der Hausmeister rief und schwenkte die Falle:

„Hat man so was je gesehn? Was sagen Sie jetzt? Schauen Sie her, meine Herren, eine Maus in der Falle und hat eine Bauchbinde an! So was ist doch wohl noch nicht dagewesen. Wie erklären Sie sich das?"

Wir zwei Sünder bekamen heiße Köpfe. Aber wir faßten uns bald und wechselten Verbrecherblicke. Dichthalten!

„In der Tat," äußerte der Kollege, „höchst sonderbar! Wie kommt eine Maus zu einer Bauchbinde von gelber Seide! Man wird einen Gelehrten fragen!"

„Das muß festgestellt werden!" schrie der Hausmeister.

Der Kollege nahm ihm die Falle aus der Hand und hielt die Brille an den Käfig. Dann hob er den Kopf und sagte langsam in die erregte Gruppe:

„Mir scheint es gibt da nur eine Erklärung: ich glaube, daß dieses überaus kokette Tier ein Weibchen ist. Und wahrscheinlich sind seidene Schärpen zurzeit bei den Mäusen große Mode!"

Und im Abgehen zu mir: „Sehen Sie: auch Mäuse lernen nicht aus der Erfahrung. Auch über Mäusen waltet das Schicksal. Dieser war der Tod im Wassereimer vorbestimmt."

—ck. in der „Frankf. Ztg.".

Der letzte Wunsch des Millionärs.

Auf seinem Schloß in Kenilworth bei Chicago ist vor kurzem der 25jährige William Mac Clintock gestorben, der Sohn eines amerikanischen Milliardärs, der schon im Alter von fünf Jahren der Erbe eines Vermögens von sechs Millionen Dollar geworden war. An seinem Sterbelager saß weinend seine Verlobte, die noch bis zur letzten Minute hoffte, seine Frau zu werden.

Miß Isabelle Pope, eine Studentin aus Chicago, war in der Tat mit Mac Clintock verlobt. Sie lebten glücklich miteinander und dachten an alles, nur nicht an den Tod. Anfang Dezember wurde Mac Clintock plötzlich krank. Sein Zustand verschlechterte sich derart, daß man eines Tages auf alles gefaßt sein mußte: Mac Clintock selbst fühlte das, und mit matter Stimme sagte er zu seinem Mädchen: „Ich glaube, es geht zu Ende; ich habe nur den einen Kummer, daß wir uns nicht noch vorher haben trauen lassen können. Ich würde dann ruhiger sterben."

Das Mädchen machte ihre Hände los aus denen des Mannes, stürzte in ein Auto und jagte nach Chicago, weckte einen Geistlichen aus dem Schlaf und raste mit ihm zurück nach Kenilworth.

Bisher war der Kranke immer bei vollkommenem Bewußtsein gewesen. Als die beiden an sein Lager traten, war Mac Clintock aber schon bewußtlos. Obwohl er also noch lebte, konnte die Trauung nicht vollzogen werden, da das Gesetz vorschreibt, daß wenigstens für einen kurzen Augenblick der Sterbende sein Bewußtsein haben müsse, damit der offizielle Heiratsakt vollzogen werden könne.

Dieser eine Augenblick ist nicht mehr gekommen. Volle 48 Stunden lang haben die weinende Braut und der Geistliche an dem Bett des Sterbenden gesessen, immer wartend auf diesen einen kurzen Moment, wo das Bewußtsein noch einmal zurückkehren sollte. Es war vergebens. Mac Clintock ist arm gestorben, arm durch die Nichterfüllung seines letzten und liebsten Wunsches.

Bunte Chronik

*** Ein königlicher Porträtmaler.** Ein gefürchteter Porträtmaler war der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Die Malerei war so ziemlich die einzige Kunst, für die er etwas übrig hatte. Aber selbst sie benutzte er zu dem prosaischen Zweck, die Staatseinkünfte zu vermehren. Und zwar auf höchst merkwürdige Weise. Ein angestellter Hofmaler, Weidemann, mußte alle möglichen Personen, deren der König habhaft werden konnte, in Umrissen porträtieren. Die Generäle und Minister kamen zuerst heran, aber auch Bürger und selbst einfache Bäuerlein mußten sich dazu hergeben. Wenn dann die Umrisse auf der Leinwand waren, setzte sich der König heran und trug die Farben ein, so gut und so schlecht es ging. Dann wurde das Datum heruntergesetzt und die Aufschrift: „Friedericus Wilhelmus pinxit". Damit war das Gemälde fertig. Nun aber kam die unangenehme Seite der Angelegenheit für den also Porträtierten. Denn nun mußten die Höflinge den Wert des Gemäldes abschätzen, wobei in Anbetracht dessen, daß eine königliche Hand den Pinsel geführt hatte, ziemlich hohe Zahlen genannt wurden. Dem unglücklichen Porträtierten wurde das Gemälde mitsamt der Taxe zugestellt, und es blieb ihm nichts übrig, als die Rechnung, die ihm sein königlicher Herr schickte, zu bezahlen.

*

*** Der Bräutigam wider Willen.** In der italienischen Bevölkerung Neuyorks erregt eine Entführung großes Aufsehen, bei der der Mann der Entführte war, der zur Heirat gezwungen werden sollte. Maure Amendolari, ein schwarzäugiger Italiener, war mit einer Landsmännin Pasqua Lanzilera bekannt geworden, die den Ehrgeiz hatte, unter allen Umständen seine Frau zu werden. Zu diesem Zweck lockte sie ihren Angebeteten mit Hilfe von drei Freundinnen nach einem möblierten Zimmer. Dort wurde ihm eröffnet, er habe die schöne Pasqua zu heiraten oder er müsse sterben. Als er sich weigerte, wurde er in dem Zimmer eingeschlossen. Seine vier Entführerinnen versorgten ihn mit Speise und Trank, wollten ihm aber nicht die Freiheit geben. Schließlich wurde er in ein Auto gesetzt und die vier Damen fuhren mit ihm in das nahegelegene White Plains, wo die Hochzeit stattfinden sollte. Amendolari weigerte sich jedoch standhaft, sein Jawort zu geben und erstattete Anzeige.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.